Rede zur feier des

Rede

zur

Feier des Geburtstages

Seiner Majestät

des Kaisers und Königs

am 27. Januar 1897

im Namen der Georg-Augusts-Universität

gehalten von

Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff.

Weltperioden.

Dritter Abdruck.

Göttingen,
Vandenhoeck & Ruprecht.
1899.

Hochansehnliche Versammlung!

Dankbar und freudig können wir heute das Jahresfest unseres Volkes, den Geburtstag unseres Kaisers und Königs begehen. Wie Gottes Gnade über dem Heile unseres kaiserlichen Herrn gewacht hat, ihm und den teuren Häuptern seines Hauses allen Leben und Gesundheit bewahrend, so hat unser Volk nicht nur das kostbarste der materiellen Güter, den Frieden, weiter genossen und sich eines steigenden Wolstandes erfreut, sondern es mag sich am festlichen Tage ruhig berühmen, dass seine Ehre in dem Kreise der Völker ungeschmälert und ungetrübt erhalten worden ist, und dass mit der Vollendung des Deutschen bürgerlichen Gesetzbuches ein neues Band um die Staaten und Stämme geschlungen ist, die am heutigen Tage in der gemeinsamen Huldigung vor ihrem Kaiser zugleich den Ehrentag ihrer Gemeinschaft feiern, des Reiches, dem sie Gedeihen und Ehre danken.

In wenig Wochen werden wir den hundertjährigen Geburtstag unseres ersten Kaisers festlich begehen, viele von uns in wehmütiger Erinnerung an das ehrwürdige Greisenhaupt, zu dem sie lange Jahre aufgeschaut haben, nicht nur als zu dem Träger der irdischen Majestät, sondern mehr noch dem Haupte des getreuesten Knechtes, dem die Krone des Lebens gewiss war. Aber es mag unserm Volke wol frommen, ein Jahrhundert zurückzublicken auf das Jahr, das dem preussischen Kronprinzen Friedrich Wilhelm nicht nur den zweiten Sohn schenkte, sondern ihn auch zum Herrscher des preussischen Staates berief, eines Staates, der kaum deutsch genannt zu werden verdiente, der vielmehr erst zertrümmert werden musste, damit jenes Preussen entstünde, dessen Volk

sich durch eignen Opfermut die Anwartschaft auf die Führung Deutschlands erwerben sollte.

1797, das ist das Jahr des Friedens von Campoformio. 1797, das ist das Jahr des Musenalmanaches, in dem Goethe und Schiller die für jedermann geniessbarste Frucht ihrer Freundschaft, die Balladen, gespendet haben. Vor hundert Jahren verfiel Süddeutschland dem Machtbereiche Frankreichs, das seine Grenzen bis an den Rhein erstrecken durfte, und Norddeutschland erfreute sich schlaff und kurzsichtig der Neutralität, die ihm der Baseler Frieden gebracht hatte. Die Schmach dieses Friedens soll einem jeden preussischen Manne empfindlicher sein als die Niederlage von Jena, ihre verdiente Strafe. Und doch, welch einen Segen haben jene zehn Friedensjahre gebracht. Sie haben Schiller zu seinem letzten reichsten Schaffen Raum gegeben, durch die Freundschaft mit dieser Heldenseele Goethe zu sich und seiner Pflicht zurückgeführt, und viele unserer edelsten Männer haben in dieser Musse stiller Sammlung die Kräfte gewonnen, der Menschheit die Ziele der Cultur und der Wissenschaft höher zu stecken.

Das Leben und Gedeihen eines Volkes ist eben zu complicirt, als dass es von einem Augenpunkte aus ganz richtig gesehen werden könnte, eine allseitige Betrachtung aber geht über die Kräfte des einzelnen Menschen, und es ist zum mindesten eine längere Zeit erforderlich, bis die Wissenschaft durch die Arbeit vieler zu einem menschlich geredet richtigen Urteile gelangen kann. Denn darüber soll auch die Geschichtswissenschaft in ihrem Stolze sich nicht täuschen, dass ihr Wahrspruch von absoluter Gerechtigkeit immer noch entfernt bleibt. Wenn die Weltgeschichte das Weltgericht sein soll, so ist sie zu schwer für ein Menschenkind, so kann nur der der Welthistoriker sein, der zugleich der Dichter dieser Tragoedie ist. Wenn wir uns also heute dessen freuen, dass die Selbstverblendung der undeutschen Politik von 1797 unmöglich geworden ist, wenn wir mit Bangen bemerken, dass die Ideale höchster Menschenbildung, die vor hundert Jahren deutsche Männer der Welt aufrichteten, minder durch internationale Barbarei als durch bornirten nationalen Fanatismus aller Orten bedroht werden, so sollen wir uns bescheiden und uns eingestehen, dass es uns nicht zusteht, die Bilance zu ziehen, ob 1797 oder 1897 die Berechnung unseres Volkes günstiger stünde. Erfüllen wir das Tagewerk, das uns auferlegt ist, ohne Kleinmut und ohne Ueberhebung; vergleichen und urteilen möge die Nachwelt, so weit Sterblichen ein Urteil zusteht. Vielleicht er-

scheinen ihr dereinst die Gegensätze, die jetzt unser Auge fesseln, so unwesentlich gegenüber dem Gemeinsamen, dass sie die Zeit Goethes und die Zeit Bismarcks in eins zusammenfasst. Denn was ist ein Jahrhundert mehr als eine Welle auf dem Meere der Ewigkeit; und Wellenberg und Wellental sind gleichwertig vor dem dessen Hauch die Lebensfluten der Aeonen bewegt.

Steigt denn aber nicht die Entwickelung der Welt und ihrer Cultur in einer continuirlichen Bahn, sei's geradlinig sei's in der Spirale, künftiger Vollkommenheit und Glückseligkeit entgegen? Schiller hat den Glauben an die künftige goldene Zeit als ein Wort des Wahnes gegeisselt; aber es wird auch heute von vielen betrogenen Betrügern geschäftig verbreitet, von der urteilslosen Masse begierig aufgenommen. Denn die Halbbildung bläht sich allezeit in Selbstzufriedenheit, schaut auf der Väter Zeiten nur um sich daran zu weiden, wie herrlich weit sie's selbst gebracht hätte, und feiert nicht der Dankbarkeit sondern dem Eigendünkel die Erinnerungsfeste. Aber auch viele Einsichtigere lassen sich durch den ungeheuren Fortschritt der materiellen Cultur und durch billige naturwissenschaftliche Schlagworte zu einer leichtherzigen Verachtung der gesammten Vergangenheit und zu einer materialistischen Auffassung der Weltentwickelung verführen, die eben so unphilosophisch wie ungeschichtlich ist.

Es bedarf gar keiner Speculation: die Welt hat die Erfahrung gemacht, dass es nicht immer aufwärts geht, dass auch was als unverlierbarer Gewinn der Menschenarbeit geborgen scheint verloren gehn kann. Die Cultur kann sterben, denn sie ist mindestens einmal gestorben. Der Schakal heult in Ephesos, wo Heraklit und Paulus gepredigt hatten; in den Marmorhallen von hundert kleinasiatischen Städten wuchern die Dornen und kauern nur vereinzelt verkümmerte Barbaren; Wüstenstand wirbelt über dem Göttergarten Kyrenes. Doch wozu Bilder aus der Ferne? Wer einmal mit Nachdenken über das Forum Roms gewandert ist, muss inne geworden sein, dass der Glaube an den ewigen continuirlichen Fortschritt ein Wahn ist.

Sehr viel tiefsinniger ist die Anschauung, die wir schon in unserer Jahrzählung ausdrücken. Es geht an, wenigstens wenn man nur an den Occident denkt, eine aufsteigende Linie der Cultur seit Christi Geburt zu construiren, so dass durch einen einmaligen Act, auf den alles frühere vorbereitete, eine der Vollendung zustrebende Weltperiode eröffnet wäre. Allein ganz abgesehen davon, dass die Welt zu weit geworden ist, als dass sie an einem Bilde

ihrer Geschichte Genüge finden könnte, wie es am grossartigsten, doch schon ohne innerliche Befriedigung, die Gemälde der Capella Sistina schildern, steht dieser Glaube gerade mit dem der ältesten Christengemeinde in Widerspruch. Ihre Begeisterung glaubte sich zwar von dem Hauche eines neuanbrechenden Tages umwittert, allein das sollte zugleich der jüngste Tag sein, an dem diese Welt vergienge. Als Paulus die Gemeinde von Thessalonike gestiftet hatte, waren die Neubekehrten um jeden Bruder in Bekümmernis, der dahinstarb ohne den Tag der Vollendung erlebt zu haben, und Paulus tröstete sie so, dass er selbst mindestens die Hoffnung durchblicken liess, diesen Tag mit irdischen Augen zu schauen. Die Zukunftsbilder, welche das Urchristentum aus seiner Empfindung heraus projicirte, hatten freilich keine objective Wahrheit; aber die Empfindung, die ihnen Kraft zu neuem Leben gab, kann nimmermehr ein Wahn gewesen sein. Diese Empfindung war, dass die Welt, in der sie lebten, dem Untergange verfallen war. Weil sie so empfanden, war ihnen die Botschaft eine Erlösung, die dem einzelnen trotz dem Tode der Welt die gewisse Zuversicht des Lebens brachte.

Nicht weniger als jene armen Krämer und Handwerker empfanden auf den Höhen des Lebens Kaiser Augustus und die Staatsmänner seines Rates und die Dichter und Weisen seines Hofes, dass der entsetzliche hundertjährige Bürgerkrieg die ganze Cultur an den Band des Abgrundes geführt hatte. Allein sie glaubten die Gefahr durch den Frieden des geeinigten und geordneten Weltreiches, durch die Rückkehr zu der Zucht und Frömmigkeit der Väter und zu den hellenischen Idealen beschwören zu können. Grossartig ist was sie erreicht haben. Wenn materieller Wolstand für die Gesundheit und das Glück der Welt genügte, wenn der Mensch von Brot allein lebte, so wäre die römische Kaiserzeit ein Gipfel der Cultur. Ohne Frage hat zur Zeit des Kaisers Pius die Majorität der Bewohner des römischen Reiches so empfunden, und ihre Empfindung ist nicht minder echt als die des Christen. Ihr Ausdruck ist der Kaisercultus, die lebendige Religion jener Zeiten, der nicht nur die vornehmste Stelle in dem öffentlichen Gottesdienste erhalten hatte, sondern fast alle alten Culte durchdrang. Der Inhalt dieser Religion ist der Glaube an die Kraft und Herrlichkeit des Weltreiches, an die Vollkommenheit und Ewigkeit der Weltcultur: eben der Wahnglaube nicht nur an den ewigen Fortschritt, sondern an die er-

reichte goldene Zeit. Dass es ein Wahn wäre, sahen freilich nicht nur die Christen, die Vaterland und Staat, Wissenschaft und Kunst lästerten, weil sie sie nicht begriffen. Gerade die Männer, welche für die höchsten Güter aus dem Erbe der Väter noch wahres Verständnis besassen, hören wir klagen, dass es keinen wahrhaft schönen Mann, kein originales Talent mehr gäbe. Müde und greisenhaft fühlt sich trotz allem die Welt. Und wahrlich, wie sollte sie anders, da doch niemand höheren Zielen zustrebt, kein neuer Gedanke gedacht wird, ja sogar die Möglichkeit seiner Erzeugung für ausgeschlossen gilt, da so ziemlich die einzige Wissenschaft, an der positiv fortgebaut wird, die Astrologie ist, die Philosophie, einerlei welche Religion ihre Vertreter bekennen, zwar Engel und Teufel beschwört, aber den Menschen und die Natur vergessen hat, da selbst das Heldentum (und Kaiser Marcus ist ein Held gewesen, wie wenige gelebt haben) nur eine passive Tugend übt, die ihre Kraft aus der Resignation schöpft.

Um 300 kam der Tod, nicht gewaltsam, nicht plötzlich, nur mit den Krämpfen und Zuckungen des natürlichen Sterbens. Die Generation, die dieses Ende erlebte, wurde seiner kaum gewahr; sie begrub die alten Ideale nicht wie die Leiche des Erblassers, sie warf sie von sich wie ein verschlissenes Kleid. Wol mochte sich die siegreiche neue Religion eines frischen Lebens freuen, an dem wenigsteus im Oriente das vierte Jahrhundert reich genug ist; aber es war ein neues Leben, und wie köstliches war nun ab und tot, Ein jeder weiss, dass es nun keinen freien Staat und keinen freien Mann und keinen freien Gedanken mehr gibt. Der Absolutismus, der auf einem Stande von Berufsbeamten und einem der Nation entfremdeten Heere ruht, tritt gleichzeitig mit der analog organisirten Kirche die Herrschaft an. Mit der Einheit des Reiches ist die Einheit der Cultur preisgegeben; damit fällt der Occident, der bisher immer von Osten befruchtet war, zunächst in Barbarei zurück, und als er nach tausend und mehr Jahren sich eine Cultur selbst errungen hat, gelingt es ihm doch nicht, bis heute nicht, die Kluft zu füllen, die ihn von dem mittlerweile barbarisirten Oriente scheidet. Minder augenfällig als diese äussern Gegensätze und in Wahrheit doch noch viel bezeichnender ist eine andere Veränderung, die trotz der zäh festgehaltenen Schrift die Trägerin aller Cultur, die Sprache, von Grund umgestaltet. Die Betonung wechselt, indem die Tonstärke statt der Tonhöhe eintritt und so die alte Unterscheidung von Länge und Kürze schwindet. Damit fallen die alten Kunstformen in Poesie

nnd Prosa, ja auch die Musik muss sich einen neuen Grund suchen. Wol hat die Elasticität des hellenischen Geistes vermocht, ebenso wie sie die neue Kirchenlehre ausgestaltete, auch die accentuirende Prosa und Poesie, den Reim und den Kirchengesang zu erschaffen und uns Occidentalen noch zu übermitteln: aber das ist alles neu. Wenn die alten Götter tot waren, die Verse Homers und die Lieder Anakreons und die Rhythmen des Demosthenes nicht mehr klangen, so war's mit der alten Cultur zu Ende. Wer wollte das leugnen, so rätselhaft uns auch die Wandelung der Volksseele erscheinen mag, die alle diese Veränderungen allein hervorrufen konnte. Die Tatsachen sind da: nur wer sie aus Trägheit oder Vorurteil ignorirt kann bestreiten, dass die Weltgeschichte um 300 an einem der Wendepunkte des grossen Weltenjahres gestanden hat, dass sich ein Ring an der Kette der Ewigkeit schloss, und wo äusserlich Continuität zu sein scheint, in Wahrheit nur ein neuer Ring sich mit dem vorigen berührt.

Der Inhalt der um 300 abgeschlossenen Periode ist das s. g. classische Altertum, die Geschichte der Cultursphaere, welche der hellenische Geist zu durchdringen und zu beherrschen vermocht hat. Diese Geschichte beginnt anderthalb Jahrtausende früher, wo wir durch den Nebel trüber Ueberlieferungen wieder einen Wendepunkt der Weltgeschichte erkennen. Eine ungeheure Völkerbewegung macht den Anfang. Sie überflutet alle Länder um das aegeische und ionische Meer und lässt sich bis an die beiden Flussthäler des Niles und des Euphrats verfolgen, die in der oder den früheren Weltperioden die Centra der Cultur gewesen waren. Vor dem Ansturme der frischen Völker bricht eine vermorschte Civilisation zusammen, an der auch jene Vorfahren der Hellenen teil hatten, deren Burgen und Gräber nun wieder zu uns reden. Dadurch kennen wir die materiell reicheren älteren Zustände besser als die homerischen Dichter, die aus immer mehr verblassender Erinnerung von den Stürmen der Völkerwanderung erzählen, gerade wie das germanische Epos von Gothen und Hunnen und dabei von Verona und Ravenna handelt, das altfranzösische von den Wirren der Merovingerzeit, die aus der Mischung von Franken, Römern und romanisirten Kelten die neue Nationalität ebenso hervorgehen sah, wie die Hellenen aus der älteren Bevölkerung, die zum guten Teile nicht einmal arisch gewesen war, und den keineswegs durchaus urgriechischen Einwanderern erwachsen sind. Jahrhunderte hat es dann gedauert, bis diese neue Nation zu dem Bewusstsein ihrer Eigenart gelangte und sich eine Gesellschafts-

ordnung und Staatsverfassung, Religion und Sitte schuf, die specifisch hellenisch heissen durften. Es sind diese Jahrhunderte, die auf fast allen Gebieten überraschende Analogien zu dem Mittelalter der christlichen Periode bieten.

Auf sie folgt die in Wahrheit unvergleichbare Blütezeit, da sowohl die Freiheit und Ehre des nationalen Staates wie die Freiheit des Menschen in seinem Fühlen und Denken, Glauben und Handeln erfasst und behauptet wird, da die Wissenschaft offenbar wird, nicht als eine fertige Wahrheit, sondern als das unendliche Streben zur Wahrheit. Erst die Vereinigung so vieler der höchsten Güter macht jene Zeit unvergleichbar; aber vereinigt erscheinen sie nur dem Bicke aus der Ferne, genaueres Zusehen zwingt zu Distinctionen. Die ionischen Männer, die zuerst den Blick zum Himmel aufschlugen, nicht um Geister zu bannen oder die Zukunft zu lesen, sondern um die Gesetze der Himmelserscheinungen zu lernen, und denen so die Ordnung und Harmonie der Natur, die Einheit des gesammten Lebens aufging, diese Begründer der Naturwissenschaft hatten kein Vaterland, und schwerlich hätten sie sonst die Welt als ganzes anzuschauen vermocht. Die Weisheitslehrer, die die geistige Umwälzung bewirkten, aus der die Wissenschaft vom Menschen hervorgegangen ist, sprachen das kühne Wort, dass der Mensch das Maass aller Dinge ist, da für jedes Individuum die ganze Aussenwelt nur durch seine subjective Wahrnehmung und Empfindung Realität besitzt; sie brachen die Ketten jedes Herkommens, jeder Convention und forderten für Religion, Recht und Sitte eine neue der Vernuft genügende Begründung: nimmer hätten sie das gewagt, wenn sie nicht Weltbürger gewesen wären, und für die bestehenden Staaten haben sie nur zerstörend gewirkt. Wer könnte es dem politischen Historiker verdenken, wenn er die Vaterlandslosigkeit dieser Ionier brandmarkt? Im Gegenteil, das Verständnis der hellenischen Geschichte hängt daran, dass die Berechtigung des lebendigen Staates und des positiven Rechtes, die Berechtigung der athenischen Demokratie anerkannt wird, trotzdem dass ihr Reich nur von kurzer Dauer gewesen ist, und selbst wenn es Bestand gehabt hätte, für den hellenischen Gedanken ein zu enges Gefäss gewesen wäre. Hat sich doch der grösste Athener der Demokratie und seinem Vaterlande abwenden müssen, damit er als Urgrund der Natur und des Lebens eine sittliche Macht, und als Heil der Menschenseele die sehnsüchtig dem ewig guten zustrebende Liebe schaute und offenbarte.

wickelung durchmachen, wir sehen einen Ring an der Kette der Ewigkeit sich ründen und schliessen. Und ganz abgesehen von den Hervorbringungen dieser Cultur, schon dass sie abgeschlossen hinter uns liegt, so dass wir die Ursachen und Phaenomene ihres Wachsens und Vergehens ganz verfolgen können, hat für die historische Methode überhaupt paradigmatische Bedeutung.

Die moderne Historie streitet zur Zeit nicht ohne Leidenschaftlichkeit über ihr Object und ihre Ziele. Vielleicht gibt ihr der hundertjährige Geburtstag Otfried Müllers, den dieses Jahr auch bringen wird, die Veranlassung sich zu überlegen, in welcher Weite bereits der Geschichtsschreiber der hellenischen Stämme seinen Gegenstand gefasst hat. Es kann für Hellas gar nicht in Frage gezogen werden, dass nur das ganze Leben des Volkes der Gegenstand seiner Geschichte ist; Staat und Religion, Sitte und Recht, Kunst und Wissenschaft verschlingen sich der Art, dass die Unzulänglichkeit einer jeden Scheidung am Tage liegt. Die einseitig politische Historie und ihre rhetorische Stilisirung ist zwar auch eine hellenische Erfindung; aber die classicistische Nachahmung des Thukydides und Polybios ist für die alte Geschichte überwunden. Damit dürften wir doch methodisch über Rankes Historiographie hinaus gelangen. Es ist der höchsten Bewunderung wert, wie dieser umfassende Geist es vermocht hat die ganze Entwickelung der christlichen Periode zu durchdringen, und schwerlich wird es ihm ein anderer nachtun; es war subjectiv vollauf berechtigt, wenn er als Greis der Gesammtdarstellung dieser Geschichte, die er begann, eine Skizze der älteren Zeiten voranschickte, und seiner zwei Menschenalter früher erworbenen Anschauung mochte es anstehen, das eine Weltgeschichte zu nennen. Aber es wäre ein schwerer Irrtum, und sowohl die Trägheit wie das nationale Banausentum würden üblen Gebrauch davon machen, wenn man der Ehrfurcht vor einem grossen Namen zu Liebe den Tempel der Geschichte erst mit der Bildung der romanischen und germanischen Nationen beginnen und die frühere Zeit nur als Vorhalle gelten lassen wollte. Das Verständnis unserer gesammten Cultur würde dadurch geradezu entwurzelt. Freilich liegt dieser Irrtum nahe, so lange der Glaube an den continuirlichen Fortschritt der Cultur gilt; er ist sofort beseitigt, sobald wir anerkennen, dass sich ihr Leben in Perioden abspielt. Denn da sich die Wissenschaften immer nach ihrem Objecte abgliedern, wird dann nur die gemeinsame Methode die Einheit für die Geschichte der verschiedenen Culturperioden bilden, ganz wie es zwar eine

einzige philologische Methode gibt, aber genau so viel verschiedene Philologien wie selbständige Litteraturen — wenn es denn überhaupt angeht, Philologie und Geschichte begrifflich zu sondern. Diejenige Betrachtung dagegen, die das Gesammtleben der Menschheit überschaut, wird füglich der Philosophie zufallen, deren Amt es ist die allgemeinen Gesetze oder Ideen, das bleibende Sein im Strudel des Werdens aufzuzeigen. So ist ja auch der Glaube an den continuirlichen Fortschritt der Cultur in Wahrheit nicht minder ein Erzeugnis philosophischer Abstraction als der an die Weltperioden, zu deren Erläuterung ich das nicht ganz genügende Bild von den Ringen einer Kette nur deshalb suchen musste, weil es uns nicht mehr gegenwärtig ist, dass eigentlich die Rückkehr zum Ausgangspunkte mit bezeichnet wird, wenn wir den Hellenen das Wort Periode nachbrauchen. Auch bei diesen hat es natürlich dieselben widersprechenden Ansichten über den Gang der Weltcultur gegeben wie unter uns, nur dass die Rechnung mit der Zukunft und dem zukünftigen Glücke sehr zurücktritt, dagegen die Vorstellung von einem wirklichen grossen Jahre, einer wirklichen Rückkehr sämmtlicher kosmischer Bewegungen zu demselben Punkte gemäss den damaligen naturwissenschaftlichen Hypothesen gerade den umfassendsten Philosophien geläufig ist. Verdenken wollen wir es dem Thukydides gewiss nicht, wenn ihn die ganze Vergangenheit gering und ärmlich dünkt gegenüber seiner Gegenwart, denn zu dem berechtigten Hochgefühle der sophistischen Aufklärung gehört auch diese Pietätlosigkeit. Verdenken wollen wir ihm auch die nationale Engherzigkeit nicht, der die Welt mit Hellas zusammenfällt, obwol das ein Rückschritt gegen Herodotos war. Aber wenn wir diesen Standpunkt auch verstehen und verzeihen: bewundern dürfen wir ihn nicht, geschweige denn uns selbst auf ihn stellen.

Dagegen Platon, der zwar die Geschichtswissenschaft misachtet, aber die Philosophie der Geschichte begründet hat, ist gerade durch die Jugend und Enge der eignen Cultur zu der tiefsinnigen Anerkennung getrieben worden, dass vor ihr andere Perioden liegen müssten, in denen die Cultur ihren Kreis durchlaufen hätte. Sein Blick, der immer auf das Wesen der Dinge gerichtet war, bemerkte in dem Wechsel der Formen von Staat und Gesellschaft, die ihm eine noch so unzulängliche historische Erfahrung bot, eine gewisse Regelmässigkeit der Abfolge und erkannte die Ursache dieser Veränderungen in den Wandelungen der Seele des Volkes, das sich Staat und Gesellschaft bildet, während wiederum die

Seele durch die Formen des Lebens das sie umgibt mannigfach beeinflusst wird: so schildert er denn diese Wandelungen typisch in poetischen Bildern, in prophetischen Ahnungen — die Erfahrungen von zwei Jahrtausenden können die Bewunderung seines Tiefsinns nur steigern; aber die Ahnungen in wissenschaftliche Erkenntnis umzusetzen vermag auch heute noch niemand. Das mag dereinst einem ebenbürtigen philosophischen Geiste möglich sein, dem die Geschichtswissenschaft vieler Generationen das Material zubereitet haben wird, oder besser die Wissenschaft überhaupt, denn die Naturwissenschaft ist nicht minder philosophisch, und er wird ihrer nicht minder bedürfen.

Ein solcher Ausblick und solche Hoffnung werden mit nichten dadurch verboten, dass wir die Cultur auch Rückschritte machen sehen, dass vieles vielmals von neuem erfunden und erstritten werden muss, dass viele Jahrhunderte die vererbten Schätze früherer Perioden tot liegen lassen, wie es der hellenischen Wissenschaft begegnet ist. Denn wirklich zu Grunde gehn kann nur das materielle: der geistige Ertrag der Menschenarbeit mag eine Weile für alle eine latente Kraft sein, wie er es immer für die meisten ist, darum bleibt er doch unverlierbar und unsterblich, weil er geistig ist. Generationen mögen dahin gehn ohne ihn zu mehren, er nimmt darum nicht ab, und so muss er von Aeonen zu Aeonen gemessen wachsen. Welchem Ziele entgegen? Wir wissen es nicht; Gott weiss es.

Also schauen wir von der Warte der Wissenschaft auf die Vergangenheit, von der es ein Wissen gibt, in die Zukunft, für die nur das Hoffen bleibt, aus der Gegenwart, da es zu handeln gilt. Aus der Vergangenheit mögen wir die Hoffnung schöpfen, dass vor hundert Jahren die Weltgeschichte wieder einmal einen Wendepunkt überschritten hat, und dass die schweren Leiden unserer Gesellschaft einer neuen Weltperiode das Leben geben sollen. Für das Handeln aber gelten dieselben ewigen Gesetze heute wie immerdar. Der Einsatz der ganzen Kraft, die Hingabe der eignen Person an das Allgemeine im Dienste des Guten wird von einem jeden gefordert. Heute wie immerdar erscheint die unmittelbare Hingabe des eignen Lebens als des Mannes würdigste Tat, und der Tod des Tapfern für das Vaterland als das herrlichste Menschenlos. So sei denn heute hier als das schönste, was das verwichene Jahr unserm Kaiser und unserm Volke gebracht hat, das Heldentum unserer Brüder gepriesen, die fern im Ostmeere im Brausen des Orkans, im Tosen der See, im Rachen des

Todes mit den Klängen des deutschen Liedes der fernen Heimat Valet gesagt haben, und von dem lieben Sonnenlichte geschieden sind mit dem Rufe der Treue: es lebe der Kaiser. Wir wissen es und dürfen es ohne Ueberhebung aussprechen, dass Hunderttausende, die ihrem Kaiser und Könige Treue geschworen haben zu Wasser und zu Lande, im Angesichte des Todes diesen Mannesmut beweisen würden. Aber auch für des Lebens Alltagsarbeit gilt dieselbe Pflicht der Treue. Mögen wir dessen eingedenk bleiben, so wie wir nun denselben Zuruf der Huldigung ertönen lassen. Es ist ein Segenswunsch zugleich für unser ganzes Volk, seine Einheit und seine Ehre, ein Segenswunsch für das Gedeihen eines jeden Hauses und Hauptes, ein Segenswunsch für das Gedeihen des Friedens und der Gesittung der Menschheit, wenn wir rufen:

es lebe Seine Majestät, unser allergnädigster Kaiser König und Herr, Wilhelm II.

Göttingen, Druck der Dieterich'schen Univ.-Buchdruckerei
W. Fr. Kaestner.




H 4036.99
Rede zur feier des geburtstages Sei
Widener Library 003799186
3 2044 088 061 353